

Zitierhinweis

Mertens, Dieter: Rezension über: Franz Fuchs (ed.), Osmanische Expansion und europäischer Humanismus. Akten des interdisziplinären Symposions vom 29. und 30. Mai im Stadtmuseum Wiener Neustadt, Wiesbaden: Harrassowitz, 2005, in: Francia-Recensio, 2011-4, Frühe Neuzeit - Revolution - Empire (1500-1815), heruntergeladen über Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Franz Fuchs (Hg.), Osmanische Expansion und europäischer Humanismus. Akten des interdisziplinären Symposions vom 29. und 30. Mai im Stadtmuseum Wiener Neustadt, Wiesbaden (Harrassowitz) 2005, 188 S. (Pirckheimer-Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 20), ISBN 3-447-09457-5, EUR 30,00.

rezensiert von/compte rendu rédigé par
Dieter Mertens, Freiburg i. Br.

Der Band des Pirckheimer-Jahrbuchs 2005 geht auf ein interdisziplinäres Symposion zurück, das die Willibald Pirckheimer-Gesellschaft in Erinnerung an die Eroberung Konstantinopels durch Mehmet II. vor 550 Jahren veranstaltet hat.

Er beginnt mit der (gekürzten) Wiedergabe des illustrativen und illustrierten öffentlichen Einführungsvortrags von Stephan Füssel. Unter dem Titel »Die Funktionalisierung der ›Türkenfurcht‹ in der Propaganda Kaiser Maximilians I.« (S. 9–30) ruft Füssel prominente Zeugnisse auf, die von Maximilian selbst oder für ihn angefertigt worden sind. Bei dem Medienvirtuosen und Liebhaber illustrierter Bücher Maximilian ist der Buchwissenschaftler in seinem Element. Füssel zieht aus dem Ruhmeswerk »Weißkunig«, »Theuerdank« und die Ehrenpforte heran, aus den deutschsprachigen Einblattdrucken die »Die behemisch schlacht 1504« mit dem Holzschnitt Burgkmairs und aus den lateinischen Humanistenreden die der Italiener Jason Maynus, Pandolphus Collenutius, beide 1494, und Riccardus Bartholinus 1518, zuletzt noch die im unfertigen Gebetbuch Maximilians zum Georgshymnus (fol. 23v) gesetzte Randzeichnung Dürers von 1515, die Füssel mit Hinrich Sieveking auf den Türkenkreuzzug als Aufgabe deutet.

Die folgenden sechs Tagungsreferate bieten sämtlich die harte Währung dichter quellen- und problemorientierter Studien. Daniela Rando, die Autorin des im selben Jahrbuch-Band durch Jörg Schwarz besprochenen großen Werkes »Dai margini la memoria« von 2003 (deutsch 2008) über Johannes Hinderbach, den Rat und Diplomaten Kaiser Friedrichs III. und Bischof von Trient 1466–1486, dessen Name untrennbar mit dem Trienter Ritualmordprozess und der Etablierung des Simonino-Kultes verbunden ist, analysiert den Zusammenhang zweier Diskurse: »Antitürkendiskurs und antijüdische Stereotypen: Formen der Propaganda im 15. Jahrhundert am Beispiel Trient« (S. 31–52). Rando geht in drei Schritten vor. Sie untersucht erstens die Umsetzung des Türkendiskurses auf die regionale und lokale Ebene – von den Türkenreichstagen über die Tiroler Türkenlandtage und die Maßnahmen des Bischofs und Landesherrn bis hin zu den Randglossen seiner Bücher –, zweitens die multiplen Kommunikationsformen – persönliche wie die Visitation und mediale, die verschiedenartige Schrift- und Bildmedien gleichzeitig zur Wirkung bringen –, und drittens die geschichtstheologische Deutung. Der gemeinsame Fluchtpunkt der miteinander verschränkten und im Austausch von Sprache und Symbolen sich wechselseitig verstärkenden Diskurse ist, wie Rando überzeugend herausarbeitet, die *ira Dei*, die es abzuwenden gilt. Rando bietet einen stringenten Beitrag zu einer notwendigen, aber ungeschriebenen Geschichte des Zornes Gottes. Wenn Gott den Christen zürnt, geht es den Juden schlecht. Hiergegen wirkt das bekannte Buch von R. Po-Chia Hsia über den Trienter

Ritualmordprozess (1992, deutsch 1997) einäugig, da es den Prozessverlauf schildert, sich aber jeder Einordnung enthält. Rando zieht es wohl deshalb nicht heran.

Claudia Märkl unternimmt in ihrem Beitrag »Donatellos Judith – Ein Denkmal der Türkenkriegspropaganda des 15. Jahrhunderts?« (S. 53–95 einschließlich Quellenanhang und 5 Abb.) nichts Geringeres als dies: den Ursprung der ältesten der berühmten Renaissanceskulpturen in Florenz nicht wie üblich dort, wo sie 1469 oder schon 1464 im Garten der Medici aufgestellt war, zu verorten, sondern im Siena des Bischofs und Kardinals Enea Silvio Piccolomini (1450/55–1458), und damit auch ihre ursprüngliche Aussageintention neu zu deuten. Ausgangspunkt der Argumentation ist die archivalische Nachricht vom September 1457, der zufolge das Metall, das Donatello für die Judith-Gruppe benötigte, von der sienesischen Domfabrik bezahlt wurde. Der Schluss liegt nahe, dass die Domopera auch Auftraggeberin gewesen ist. Doch die »sienesische Alternative« wurde nie ernsthaft durchgespielt. Märkl ermittelt erstmals, welche Personen in Siena Interesse an dem Thema und an einer Beauftragung Donatellos hatten. Dazu untersucht sie das komplexe Kräftespiel zwischen Bischof und Kommune, dessen Ergebnis an der 1457 erreichten Personenkonstellation abzulesen ist, dank derer Enea seine kunstpolitischen Absichten durchsetzen konnte. Aus der Türkenkriegspropaganda der Briefe und Reden, die auf den Fall Konstantinopels und drei Jahre später auf die Rettung Belgrads reagieren, belegt Märkl die zunehmende Fixierung auf das Judith-Holofernes-Motiv als biblisch-typologisches Deutungsmuster der christlichen Agenda, das *moraliter* den Sieg der Tugend über das Laster verheißt. In Donatellos Holofernes, über dem Judith den Krummsäbel schwingt, erkennt Märkl den physiognomischen Typus, den die gleichzeitige Bildnismedaille Mehmeds des Bertoldo di Giovanni zeigt, in vergrößerter, den Barbaren charakterisierender Form. Märkls Argumentation ist so umsichtig und dicht, dass man das Fragezeichen hinter dem Titel streichen möchte, zumal die hier vorgestellte Deutung der ursprünglichen Intention keineswegs die jüngeren, durch kopiael überlieferte Inschriften belegten florentinischen Umdeutungen ausschließt. Man darf gespannt sein, ob die Kunstgeschichte die Eroberung einer lieb gewordenen Position durch eine Historikerin anerkennen wird.

Wie die italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts zu den Werken antiker Autoren, die sie bloß dem Titel nach kannten, die noch unentdeckten Texte suchten, ergeht es dem Humanismusforscher heute mit Texten dieser Humanisten selbst. Solcherart Suche stellt der Beitrag von Johannes Helmrath dar: »Enea Silvio, Plinius und die ›inventores rerum‹. ›De diversarum scienciarum arciumque origine‹ in der Nürnberger Handschrift Cent VI App.14 – (k)ein unbekannter Traktat Pius' II.« (S. 97–107). In dem Bibliothekskatalog der »Libreria di Papa Pio II« des 17. Jahrhunderts ist der Titel des verlorenen Werkes »De scienciis variis« aufgeführt, das Enea als Bischof von Triest (1447–1450) verfasst habe. Die Nürnberger Handschrift Cent VI App.14 scheint nach Ausweis einer Traktatüberschrift (und der Handschriftenbeschreibungen) den gesuchten Text zu bieten. Dessen Incipit führt überdies zu einer weiteren Überlieferung desselben Textes in einer Prager Handschrift. In beiden Codices folgt er auf den Enea gewidmeten Traktat des Nikolaus Sagundinos »De origine et gestis Turcarum«. Doch Helmrath kann den vermeintlichen Enea-Text als Auszug aus Plinius' »Naturalis Historia« (S. 7, 191–215) identifizieren, einen Katalog aller Erfindungen und Erfinder (*inventores rerum*). Mit dieser Enttäuschung der Enea-Forschung ist die Untersuchung indes nicht zu

Ende. Denn Helmrath fragt weiter nach den Bedingungen, die die Einbeziehung des Plinius-Auszugs in die Werke des Enea Silvio ermöglichen. Drei führt er an. Erstens das Bedürfnis, Ursachen und Folgen des atemberaubenden Aufstiegs der Türken rational zu begreifen, auf das Sagundinos antwortet und Enea insbesondere mit seinen geographisch-historischen Schriften (»Europa«, »Asia«), deren Hauptquelle Plinius ist, reagiert. Zweitens die Wiederbelebung der Heurematographie im Renaissancehumanismus mit Polidoro Virgilios »De rerum inventoribus« von 1499 als Höhepunkt, in der, »stellt man sich die Erfinder als *homines illustres* einer ersten ›Entdeckung der Welt‹ vor«, zwei humanistische Denkfiguren verbunden erscheinen. Und drittens das Problem der Autorschaft in überlieferungsgeschichtlicher Perspektive. Fremde Texte oder bloße Exzerpte oder auch fallweise betitelte, ursprünglich titellose Briefe können in die Werkkataloge eines attraktiven Universalschriftstellers wie Enea fast ungehindert Eingang finden – und den Humanismusforscher, wie hier, zur Suche veranlassen.

Welche Bedeutung hat die osmanische Eroberung Konstantinopels für die Griechischstudien im Westen – und in Konstantinopel selbst? Zur Beantwortung dieser Frage untersucht Brigitte Mondrain, »Der Transfer griechischer Handschriften nach der Eroberung Konstantinopels« Personen und Handschriften. Einerseits schränkt sie die Bedeutung des Jahres 1453 ein, denn teils haben bedeutende griechische Gelehrte und eifrige Handschriftenkopisten den Sprung nach Westen schon vorher getan, insbesondere wegen des Konzils von Ferrara-Florenz, teils haben sie sich erst nach griechischen Zwischenstationen wie Mistra, Korfu oder Kreta im lateinischen Westen niedergelassen. Andererseits kann Mondrain auf die noch unausgewerteten Ausgabenlisten der Jahre 1454–1459 mit den Namen der vom französischen König Karl VII. finanziell unterstützten griechischen Flüchtlinge verweisen, die auf der Suche nach Gönnern weit nach Westen kamen. Die Impulse für ein vermehrtes Studium des Altgriechischen wirken erst ab den 1470er Jahren, zumal in Deutschland. Der Fall Konstantinopels habe mehr Einfluss auf das Studium der griechischen Sprache als auf den Handel mit Handschriften gehabt. Mondrain kontrastiert den Sammler griechischer Handschriften Adolf Occo, dessen Bibliothek sie 1988 rekonstruieren konnte, mit dem Programm Bessarions. Der Arzt Occo sammelte aus individuellem fachlichem und literarischem Interesse, Bessarion betrieb systematisch die Sicherung des gesamten griechischen Erbes vom Altertum bis zum Mittelalter. Die Handschriften, die er erwarb oder die er in Rom kopieren ließ, stammten nicht nur aus dem Osten, sondern auch aus italienischen Sammlungen. Die Lage des intellektuellen Lebens im eroberten Konstantinopel unter dem Patriarchen Georgios Scholarios bedürfe erst noch eines gründlichen Studiums der Handschriften und ihrer Vorlagen. Mondrains Forschungen zum Arzt und Handschriftensammler Demetrios Angelos, der in der Stadt verblieben war, bestätigen die Untergangsszenarien von 1453 nicht. Mehmet II. selbst veranlasste Kritobulos von Imbros zur Abfassung einer zeitgeschichtlichen, den Eroberer mit Alexander vergleichenden Darstellung in griechischer Sprache. Der Kontrast zum Mehmet der westlichen Türkenpropaganda Eneas und Hinderbachs beleuchtet deren eigengesetzliche Topik scharf.

»Skanderbeg als neuer Alexander. Antikerezeption im spätmittelalterlichen Albanien« ist der Gegenstand der Untersuchung von Oliver Jens Schmitt (S. 123–144), der 2009 eine große

Skanderbeg-Monografie herausgebracht hat. Schmitt analysiert den albanisch-italienischen Kulturkontakt im 15. Jahrhundert im Blick auf die Antikerezeption. Er präpariert aus der religiösen Gemengelage des historischen (heute des mittleren) Albanien die katholischen balkanromanischen Familien der kleinen Stadt Drivasto/Drishti, die erst 1478 osmanisch wurde, und des nahen Skutari heraus. Sie stellten, neben Auswanderern nach Italien, die Mitglieder des Drivastiner Kathedrankapitels und den Erzbischof von Durazzo und spielten nach Skanderbegs Tod 1468 eine führende Rolle in der albanischen Exulantengemeinde Venedigs. Diesen Klerikern weist Schmitt die zentrale Rolle bei der Rezeption des italienischen Humanismus und der Ausformung eines antikisierenden Skanderbeg-Bildes zu. Sie verbanden mit dieser Orientierung den Plan, die 1464 vorgesehene Landung des Kreuzfahrerheeres Pius' II. in Durazzo für die Erhebung Skanderbegs zum König und des Erzbischof zum Kardinal zu nutzen und so die Einbindung Albaniens in das europäische Mächtesystem zu vollziehen.

Der letzte Beitrag »Zwischen dem Kaiserreich und der Osmanischen Pforte: Ungarn als Zufluchtsort von Wiedertäufern und Andersdenkenden in der frühen Neuzeit« von Italo Michele Battaferano (S. 145–161) charakterisiert auf der Basis italienischer und deutscher Werke des 17. Jahrhunderts den Unterschied in der Religionspolitik der Habsburger und der Pforte in dem von 1541 bis 1699 dreigeteilten Ungarn: im habsburgischen Oberungarn (West- und Nordungarn) die militante Rekatholisierung, im vergrößerten Siebenbürgen und im türkischen Paschlik Buda die tolerierte Vielfalt der Religionen und christlichen Konfessionen. Es geht nicht um eine historische Analyse der in jedem Betracht kaum zu überbietenden Komplexität der ungarischen Geschichte dieses Zeitraums, sondern um zeitgenössische Sichtweisen auf Türkisch-Ungarn als Zuflucht christlicher Dissidenten.

Eindrucksvoll besiegelt der Grimmelshausenforscher Battaferano seine Ausführungen mit der Schilderung des real-utopischen Bruderhofes der ungarischen Wiedertäufer aus dem »Simplicissimus«. Da scheint es abwegig, wenn moderne Handbücher den Frieden von Karlowitz 1699 als Befreiung Ungarns von Türkenherrschaft und Türkenfurcht werten.

Enea Silvio hat als Wortführer wie als Politiker die Deutung der osmanischen Eroberung Konstantinopels auf der Seite des europäischen Humanismus dominiert wie niemand sonst. Entsprechend groß ist seine Rolle auch in diesem Tagungsband. Doch seine so beredt beschworene Scheidung der Welt in Christen und Türken – hie »Judith«, hie »Holofernes« –, in Kultur und Barbarei, wird auch konterkariert: durch den Blick auf griechische Handschriften im osmanisch gewordenen Konstantinopel und auf die türkische Religionspolitik im frühneuzeitlichen Ungarn. Tagungsbände haben bisweilen mehr Umfang als Ertrag. Bei diesem, so möchte man sagen, verhält es sich umgekehrt.